

schen zu wollen (die im Hinduismus durch das Kastenwesen institutionalisiert ist), auch die indischen Christen ergriffen. Im Roman zeigt sich, wie unter der Oberfläche bürgerlich-liberaler Wohlanständigkeit Menschen andere unbeschadet brutal herabwürdigen und demütigen, was ihnen ein überhebliches Gefühl der Macht gibt. Dieses Gefühl zementiert eine verschwiegene Allianz zwischen Baby Kochamma, dem Polizeiinspektor, Chacko, dem Kommunistenführer, und einigen anderen Randfiguren, die sich verbinden, um Velutha, den Unberührbaren, zu zerstören und dadurch nach außen ihre Wohlanständigkeit zu behaupten.

Mit schmerzlichem Realismus legt Roy das Böse im Menschen offen – sie tut es ohne mildernde Umstände, ohne daß Aussicht auf „Erlösung“, auf Bestrafung der Übeltäter oder Rechtfertigung der Opfer bestünde. Zwei der Opfer, Velutha und Ammu, sterben einen einsamen, leidvollen Tod. Die beiden anderen Opfer, Rahel und Estha, sind unwiderlich für ihr ganzes Leben gezeichnet. In flüchtigen Strichen wird ihr Leben bis zum Erwachsenenalter nachgezeichnet: Estha kehrt zu seinem Säufervater zurück, Rahel bleibt bei der Mutter und wird mit ihr aus dem Haus geworfen. Nach dem Tod der Mutter wird sie eine mittelmäßige Studentin, läßt sich willenlos in die Ehe treiben, zieht mit dem Ehemann in die USA, trennt sich von ihm und kehrt nach Ayemenem zurück, als sie erfährt, daß auch ihr Bruder Estha dort wieder eingetroffen ist.

Nach zwei Jahrzehnten der Trennung sehen sie sich wieder. Ihre innere Übereinstimmung ist geblieben, doch ist es eine Übereinstimmung in der Trauer geworden, eine gemeinsame seelische Lähmung, die von dem „Grauen“ jener Tage übrig geblieben ist. Estha hat den Willen zu sprechen verloren. Baby Kochamma, die noch lebt, eine der Hauptakteurinnen jenes „Grauens“, gibt dagegen kein Anzeichen von Reue, zeigt keine Einsicht in ihre Mitschuld.

Das eigentliche Thema von „Gott der kleinen Dinge“ ist die Liebe – oder die Begrenzungen der Liebe. Hier finden wir auch den Schlüssel zu der anfänglichen Frage, wieso wohl dieser Roman, der soziale Zustände beschreibt, die uns fremd sind, auch in Deutschland ein so großes Echo findet. Der Schriftstellerin ist es gelungen, die Schicksale ihrer Romangestalten derart zu *universalisieren*, daß sie uns alle in den Bann ziehen.

Sie weist selbst darauf hin, wenn sie zum Ende des ersten Kapitels schreibt: „Zu sagen, daß alles anfang, als Sophie Mol in Ayemenem eintraf, ist nur eine Möglichkeit, die Sache zu sehen. Mit gleichem Recht könnte man behaupten, daß alles vor Tausenden von Jahren anfang, lange bevor die Marxisten an die Macht kamen. Bevor die Briten Malabar einnahmen, vor der Machtübernahme der Holländer, bevor Vasco da Gama eintraf, bevor der Zamorin Calicut eroberte... Man könnte behaupten, daß alles anfang, lange bevor das Christentum in einem Boot ankam und nach Kerala hineinsickerte wie Tee aus einem Teebeutel. Daß es wirklich begann in den Tagen, als die Gesetze der Liebe erlassen wurden. Die Gesetze, die festlegten, wer wie geliebt werden sollte. Und wie sehr“ (S. 45).

Diese Worte von den „Gesetzen der Liebe“ ziehen sich wie ein Mantra durch den gesamten Roman. Diese Liebe und Liebesunfähigkeit gehen uns alle an. Nicht die christliche Liebe ist gemeint, sondern jene halbe, unvollkommene Liebe, die auf menschliches Vermögen zugeschnitten ist: eine Liebe, die auf menschliches Vermögen zugeschnitten ist: eine Liebe, die „Gesetze“ braucht und, statt sich zu verschenken, sich einmal so, einmal anders, einmal mehr, einmal weniger mitteilt: der eigenen Familie mehr, dem Unberührbaren weniger. Die Tragik, die sich in diesem Roman widerspiegelt, ist, daß das „Gesetz“ nicht durch die echte *caritas* überwunden werden kann. Martin Kämpchen

Kurzinformationen

Antijudaismus-Kolloquium im Vatikan

„Der Antisemitismus ist in keiner Weise zu rechtfertigen und absolut verdammenswert.“ So lautete der Kernsatz der Ansprache von Johannes Paul II. vor Teilnehmern eines Symposiums in Rom, das sich mit den „Wurzeln des Antijudaismus im christlichen Bereich“ befaßte. Das Symposium fand vom 30. Oktober bis zum 1. No-

vember auf Einladung der Theologisch-Historischen Kommission des vatikanischen Komitees für das Jahr 2000 (Präsident: Kardinal *Roger Etchegaray*) statt. Rund 60 Bischöfe und Wissenschaftler aus aller Welt nahmen daran teil, darunter auch protestantische und orthodoxe Experten, jedoch keine jüdischen. Der Präsident der Theologisch-Historischen Kommission, der Dominikaner *Georges Cottier*, Theologe des Päpstlichen Hauses, nannte als Zweck des Kollo-

quiums, dem Papst fundiertes wissenschaftliches Material an die Hand zu geben, das er für die historische Gewissensforschung nutzen könne, zu der er die Christen zum Heiligen Jahr 2000 aufgerufen habe. In seiner Ansprache ging der Papst sowohl auf die christlichen Quellen des Antisemitismus als auch auf die Haltung der Christen zum Holocaust ein. In der christlichen Welt habe es lange Zeit falsche Interpretationen des Neuen Testaments gegeben in bezug auf die ver-

meintliche Schuld des jüdischen Volkes. Dies habe feindliche Gefühle gegenüber diesem Volk entstehen lassen. Die „geistige Widerstandskraft“ vieler Christen gegenüber den von einem „heidnischen Antisemitismus“ inspirierten Judenverfolgungen sei dadurch nicht so gewesen, wie man es von ihnen zu Recht habe erwarten können. Die Kirche verurteile alle Formen des Völkermordes ebenso wie die rassistischen Theorien, die diesen inspirierten und ihn zu rechtfertigen trachteten. „Der Rassismus ist... eine Verneinung der grundlegendsten Identität des menschlichen Wesens, das eine Person nach dem Ebenbild Gottes ist. Dem moralischen Übel jeden Völkermordes gesellt sich mit der Schoah das Übel eines Hasses hinzu, der den heilsbringenden Plan Gottes für die Geschichte angreift. Durch diesen Haß sieht sich auch die Kirche direkt angegriffen.“ Der Papst erinnert an das Judesein Jesu sowie die Erwählung des Volkes Israel. Jene verkennten den Sinn der Heilsgeschichte, die glaubten, man könne das „Faktum, daß Jesus Jude und seine Umwelt die jüdische Welt war, als einfaches und begrenztes kulturelles Faktum darstellen“.

Ökumenischer Lagebericht des Evangelischen Bundes

Bei der diesjährigen Generalversammlung des Evangelischen Bundes, bei der gleichzeitig das 50jährige Jubiläum des Konfessionskundlichen Instituts Bensheim gefeiert wurde, entwarf dessen Leiter *Reinhard Frieling* am 25. Oktober eine „Vision ohne Illusionen“ für die ökumenische Entwicklung. Im Blick auf die *reformatorischen Kirchen* forderte Frieling, sie bräuchten Gemeinsame Synoden, die in regelmäßigen Abständen auf nationaler, europäischer und weltweiter Ebene zusammenkommen müßten. Lutherischer Weltbund, Reformierter Weltbund, Methodistischer Weltbund und (anglikanische) Lambeth-Konferenz sollten sich künftig zu einer Arbeits-einheit mit gemeinsamem Büro inte-

grieren. Zum *Ökumenischen Rat* gebe es keine Alternative: Trotz unversöhnlicher Gegensätze in einigen Lehrfragen und bei vermutlich noch länger bleibenden konfessionell selbständigen Organisationen müßten die Kirchen die Ökumenischen Räte (ACK, KEK, ÖRK) nutzen, „um die Dinge gemeinsam zu tun, die sie nicht aus Gründen des Gewissens und der Zweckmäßigkeit getrennt tun müssen“. Der Arbeitsstil ökumenischer Konferenzen solle sich ändern: Frieling forderte Ökumenische Kirchentage, Ökumenische Kongresse mit hoher Fachkompetenz zu Einzelthemen sowie synodale Strukturen mit klaren Mandaten für die Ökumene. Es brauche einen konzentrierteren ökumenischen Arbeitsstil auf allen Ebenen: „Laßt uns längerfristig an gewichtigen gemeinsamen ökumenischen Texten und Projekten arbeiten!“ Zur Stellung der *katholischen Kirche* in der Ökumene meinte Frieling, die Christenheit brauche eine Konziliare Gemeinschaft der Konfessionen in Gemeinschaft „mit, nicht unter dem Papst“. Aufgrund des Grundkonsenses in der Rechtfertigungslehre müßten sich katholische Kirche und evangelische Kirche offiziell gegenseitig als Kirche Jesu Christi anerkennen. Der Grundkonsens in der Lehre vom Abendmahl/der Eucharistie müsse zur Praxis der offenen Kommunion, der in der Ämterlehre zu „Gemeinschaft in versöhnter Verschiedenheit“ trotz verschiedener Kirchenstrukturen führen. In Familien und Gemeinden, in den Gottesdiensten, im Religionsunterricht und in der Gesellschaft müsse viel mehr ökumenische Gemeinschaft als bisher geschehen.

Ökumenischer Frauenkongreß fordert umfassende Gleichstellung

Forderungen nach umfassender Gleichstellung von Mann und Frau sowie weitgehenden Reformen in Kirche, Staat und Gesellschaft wurden Mitte Oktober am Ende eines „Ökumenischen Frauenkongresses“ in Ludwigs-

burg erhoben. Mit den während des dreitägigen Treffens erarbeiteten frauen- und kirchenpolitischen „Leitlinien“ wandte sich der von 1400 Teilnehmerinnen besuchte und von 13 Kirchen und Gemeinschaften gemeinsam für den Raum der Evangelischen Landeskirche in Württemberg veranstaltete Kongreß an die Kirchenleitungen. Unter den Anwesenden waren auch der Rottenburger Bischof *Walter Kasper* und der württembergische Landesbischof *Eberhardt Renz*. Sie ermutigten die Frauen, ihre spezifischen Fähigkeiten, ihren weiblich geprägten Glauben in die Strukturen und die Liturgie der Kirchen einzubringen. Renz und Kasper äußerten jedoch Vorbehalte gegen eine der zentralen Forderungen des Kongresses, die *Abendmahlsgemeinschaft*, konkret ange-mahnt für den im Jahr 2003 geplanten Ökumenischen Kirchentag. Von den Kirchenleitungen einmütig abgelehnt wurde ebenso das Postulat einer Abkehr vom Leitbild *Ehe* als einzig anerkannter Lebensform. Für den Bereich des kirchlichen Lebens fordern die Leitlinien unter anderem den Zugang zu allen Ämtern für Männer und Frauen, die Abschaffung der Hierarchie der Ämter und der Stände, eine Personalentwicklung, in der Frauenförderung und das Prinzip der Chancengleichheit strategisch verankert seien, eine Sprache, die Frauen sichtbar mache sowie die Integration von Spiritualität, Erfahrungen und Lebenswelten von Frauen. Die Kirchenleitungen werden aber auch aufgefordert, auf einen besseren rechtlichen Schutz der Frauen vor den vielfältigen Formen der gegen sie gerichteten Gewalt hinzuwirken. Volle Gleichberechtigung auch in der Übernahme geistlicher Verantwortung hatte in Ludwigsburg auch die Hamburger Bischöfin *Maria Jepsen* angemahnt und konkret eine Frauenquote von 40 Prozent in kirchlichen Stellen vorgeschlagen. Die baden-württembergische Kultusministerin und Vizepräsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, *Annette Schavan*, hatte in ihrer Eröffnungsrede die Frauen aufgefordert, gerade in der Übergangsphase